Lebensweise, insbesondere die Spartaner fanden lange an ihrer schwarzen Suppe Genüge. Doch die großartige Ueppigkeit der asiatischen Länder hielt auch in Griechenland ihren siegreichen Einzug, und nach den Perserkriegen breitete sich verschwenderischer Luxus aus; die Tafelfreuden wurden reicher und mannigfacher, hauptsächlich in Athen herrschte bald Wohlleben, und die vornehmen Athener wurden Feinschmecker. Außer dem Fleische von Rindern, Schafen, Schweinen und Ziegen aßen die Griechen Wild, Fische und Geflügel. Von letzterem waren besonders Hühner beliebt, deren Zucht uralt ist. Sie soll das Gastgeschenk Latonas, der Mutter Apollos und Dianas, an die Bewohner der Insel Delos gewesen sein, die diese Göttin freundlich aufnahmen, als sie, um den Verfolgungen der eifersüchtigen Juno zu entgehen, bei ihnen Zuflucht suchte. Täglich wurden neue Gerichte in Athen erfunden. Auch süßes Backwerk genossen die griechischen Feinschmecker, zu dessen Herstellung der köstliche Honig des blütenreichen Hymettus verwendet wurde.

Kein Volk hat es aber auch so gut wie die Griechen verstanden, den Materialismus zu durchgeistigen, die Tischunterhaltung wahrhaft künstlerisch zu pflegen und auszubilden. Anmut, attischer Witz und Geist schwangen das Zepter, die prächtig dekorierten Speisesäle mußten von Wohlgerüchen duften, die Tische prangten im Schmucke goldener und silberner Gefäße, die Gäste wurden mit kostbaren Salben gesalbt, mit Blumen bekränzt. Außer den geistvollen Tischgesprächen dienten Musik, Gesang, Tanz und Pantomime zur Unterhaltung der Gäste. Bei diesen Symposien wirkte die feinste Lust auf alle Sinne und wohl manchem Gast mag es wie Aristippos ergangen sein, der unter dem Banner Platos eintrat und als Epikuräer den Saal verließ.

Die Römer verdankten alle Kultur den Griechen, auch die Kenntnis der trefflich mundenden Gerichte. Selbst die ersten Anfänge kultivierter Nahrung, z. B. das Brot, erhielten sie von dort. Bald aber erhielt in Rom die Feinschmeckerei Sitz und Stimme, die Kochkunst nahm einen großen Aufschwung und der Hang zu Tafelgenüssen riß so ein, daß Gesetze zur Beschränkung der Schwelgerei nötig wurden, die aber wenig Beachtung fanden. Die Verschwendung eines Lucullus ist sprichwörtlich geworden, die sybaritische Ueppigkeit seiner Gastmähler, die Tausende kosteten. Auch den Kirschbaum brachte er aus Asien nach Rom und ließ ihn daselbst anpflanzen. Zu einem feinen Gastmahle gehörten damals Pfauen aus Samos, von denen besonders zunge und Hirn als Leckerbissen galten; Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Zicklein aus Aetolien, Austern und Spargel von Tarent, Muscheln von Chios, Schildkröten aus Trapezunt, Datteln aus Aegypten, Feigen aus Karthago; einheimische Produkte hatten keinen großen Wert. Besonders geschätzt waren Muscheln, Vögel und Fische. Unter den letzteren waren Steinbutten und Muränen in erster Reihe beliebt. Schöne Steinbutten wurden mit schwerem Gelde bezahlt, so daß sich schon der strenge Cato veranlaßt sah, zu sagen: „Wehe der Stadt, wo ein Fisch mehr wert ist als ein Rind". Muränen wurden von den luxuriösen Römern in eigenen Teichen gehalten und bisweilen mit Sklavenfleisch gefüttert. Auch die rote Meerbarbe wurde um fabelhafte Preise gekauft, man ergötzte sich besonders an dem Schauspiel des Farbenwechsels, das der sterbende Fisch zeigt. Aus Makrelen wurde eine treffliche Fischsuppe bereitet, die man „garum" nannte.

Die übrigen Gastmähler nahmen während der Kaiserzeit immer mehr zu. Schon unter Augustus und Tiberius gab es förmliche Schulen und Lehrer der Kochkunst, an deren Spitze Apicius stand, der Verfasser eines Werkes, das allen späteren Kochbüchern zum Muster gedient hat.

Aber die römische Küche geriet endlich, hauptsächlich durch das Uebermaß der verschiedenen Würzen, in Verfall, mit dem Reiche ging auch die Kochkunst unter. Noch heute aber imponieren uns die Vorkehrungen, welche die Römer getroffen hatten, um Küche und Keller mit allen Leckerbissen der Erde zu versorgen. Viel später erst erstand die Kochkunst zu gleicher Blüte wieder in Frankreich, von wo sie ihren Weg durch die Welt antrat. Schon am Hofe der Valois wurde trefflich gekocht. In Frankreich haben viele bedeutende Männer die Kochkunst als Kenner und Theoretiker gefördert. Einer der berühmtesten französischen Gourmands war Grimod de la Reynière, der sein gastronomisches Wissen in den acht Jahrgängen seines Werkes „Almanach der Feinschmecker" der Nachwelt überliefert hat. Auch der Marquis von Cussy zeichnete sich durch kulinarische Kenntnisse aus und sein ganzes großes Vermögen schmolz in der Küche seines Hauses. Besonders berühmt auf dem Gebiete der Gastronomie ist sein Freund Brillat-Savarin, der die „Physiologie des Geschmackes" verfaßte.

Die feine Küche der Deutschen hat sich die der Franzosen zum Muster genommen. Ehedem wurde im Deutschen Reiche äußerst einfach gekocht. Wenn es bei Jagden, Hochzeiten und anderen Festlichkeiten Gäste im Schlosse gab, wurde wohl eine unglaubliche Menge süßes Gebäck und Fleisch vorbereitet, Geflügel geschlachtet, und mit dem erlegten Wild auch vertilgt, mancher Braten wurde aufgetragen, der nicht mehr auf unseren Tisch kommt, z. B. Elchwild, Fischreiher, Kranich und Schwan. Für gewöhnlich aber wurde nur einmal wöchentlich im Hause nicht nur geschlachtet, sondern auch gekocht. Man räucherte das Fleisch und salzte es ein, um es frisch zu erhalten. Die oft so poetisch geschilderten Herde befanden sich in einem äußerst rohen Zustande, man kochte und briet, das letztere am Spieß, alles am offenen Feuer. Besondere Küchen gab es anfangs nicht, die Halle im Erdgeschoß war in den ersten Zeiten des Rittertums Wohngemach, Speisesaal und Küche zugleich. Als die städtische Kultur durch den Handel und Wandel aufblühte, hielt sie auch in die wappengeschmückten Burgen der Ritter Einzug, und es begann überall ein behagliches Leben, auch auf die Herstellung der Speisen wurde mehr Sorgfalt und Zeit verwendet.

Zur Zeit des Sonnenkönigs fand die französische Küche zuerst an den deutschen Höfen, die mit Vorliebe alle französischen Sitten und Bräuche nachahmten, Aufnahme. Auf den Burgen des begüterten Adels wurde bald nach dem Muster der Hofküchen gekocht und vom hohen Schloß herab wanderte die Kochkunst auch in das Heim des reichen Bürgers, aus dem in früherer Zeit manchelei Dinge, die zu des Lebens Bequemlichkeit dienen, in die Ritterburgen gekommen war.

Heutzutage wird der Kochkunst auch vom Standpunkt der Hygiene und Diätetik weit größere Sorgfalt gewidmet als dies in früheren Zeiten der Fall war und dank der vielen praktischen Errungenschaften der Chemie darf die Kochkunst sich nicht nur „Kunst" nennen, sondern sie kann den Anspruch erheben als „Wissenschaft" zu gelten.

Lustige Ecke.

* Qualifikation. (Vor Gericht.) Richter: „Wie konnten Sie sich denn anmaßen, den Doktortitel zu führen?" — Angeklagter: „Herr Richter halten zu Gnaden — ich bin doch Inhaber einer Puppenklinik!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 11:
„Hellebarde".

Wir haben wieder soviele richtige Rätsellösungen (107) erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen.

Prämie: „Halloria",
Saale-Roman von Dr. A. Funke, eleg. geb.,
entfiel auf Gefreiten O. Freund, hier.

Charade.

Von A. H.

Alles Wünschen, Hoffen, Frommen
Wird umsonst von meinen Wort.
Wird dem Wort der Kopf genommen,
Bin ein Bier- und Weisheitsort.

Prämie: Goethes Gedichte, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von Fr. Dubbe (†) in Rostock.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (9+11)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 9.
Dreizüger von W. A. Shinkman.
W. Ka7, Df7, Sa6, Te3, Bb2, c2, g6, h4.
Schw. Kd4, Bd5, e3, e5, f6, g7, h5.
1. Df7 : Ke4
2. Te6 :
1. . . . . f6 — f5
2. Df7 usw.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knapp. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 12 Halle a. S., den 19. März 1911

Eine alte Geschichte.

Erzählung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.
Von Elisabeth Möhring.

—o— (Nachdruck verboten.)

Stolze Ratsherrenköpfe und dicke Bürgerschädel waren wieder einmal aneinander geraten — um den lieben Sackel natürlich und um die Zeloten auf den Kanzeln. Das konnte man im kaiserlichen Wien doch nicht zulassen, daß sich die schöne Stadt, die ewig reiche an der Elbe, zerfleischte im Bürgerzwist. Darum ugte der Kaiser seine Schutz- und Schirmherrnrechte in den Streit und sandte seine Kommission, die es sich vier Jahre wohl sein ließ bei den Fürsten der Meere. Wann wollten sie denn wieder heim? Der Bürger grollte; der Reichsschutz war noch alle Zeit ein Danaergeschenk gewesen. Es kostete gute Hamburger Münze, und die Herren von so und so verdrehten den stolzen Frauen die schönen Köpfe mit ihrer Pariser Galanterie.

Der Graf Nikolaus v. Kosciusky, das war so ein Ratten-fänger, dem es ganz besonders gelüstete nach dem nordischen Geschlecht. Kesselflickerdirn oder Edelfräulein — er hatte sie noch immer zum Zeitvertreib gehabt, darum lachte auch sein kecker Mund aller Frauentugend, und seine Nachtlagen waren stets auf der Suche.

Ein Magyar war er und hatte sein Gut in ein paar Nächten mit den Würfeln verspielt, und da sein Ohm ein Allgewaltiger am Wiener Hofe war, hatte man ihn mit dem Schutzbrief in die reiche Stadt gesandt. Da konnte er wohl wieder den schlaffen Beutel füllen.

Er war mit dabei gewesen, als die schöne Margareth Stielke den Kniefall getan hatte vor dem Grafen Schönborn, um den Vater frei zu bitten vom Pranger. Und so sehr er auch mit dem Degen gerasselt und Blicke geworfen, er hatte keinen wieder bekommen aus den verweinten, großen, blauen Augen der Bortenwirkerstochter.

Den Kalbwinselbeißer und Ratsfeind Balthasar Stielke hatte man noch dem festen Dömitz gebracht — wo aber der mißgünstige Teufel die Dirn hingeschafft hatte, das bekam der Kosciusky nimmer heraus, so sehr er auch das Haus unter der Linde an der Böhmkenstraße umlauerte, wenn ihm sein Frauendienst in den Patrizierhäusern Dispens gab auf ein Stündchen.

Es schien auch verlassen zu sein, das niedrige Haus mit den bleiumfaßten Fenstern. Die Scheiben wurden blind und der Messingklöpfel an der Haustür dazu. Darum gab er sein Spionieren auf und vergaß schier das zierliech Bürgerkind über den vochgewachsenen, stolzen Frauen, denen er seine wilden, wejen Heimatlieder sang, und die er die Tänze seines Landes lehrte, bis ihr kühles Blut dem seinigen nichts nachgab an zehrender Glut.

Derweilen ließen sie es sich wohl sein, die Schweden und Preußen, die Hannoverschen und Braunschweiger und die galanten Oesterreicher dazu. Der Rat saß wieder hochgenmut und fest in den vererbten Stühlen, und die Bürger bauten die Faust — in der Tasche natürlich — und fütterten die gefräßigen, buntröckigen Schutzsoldaten, die mit ihren Frauen charmierten und ihnen die fettesten Bissen wegschnappten.

Die Herren von Lilienstedt und Schönborn und die von Bötticher, Burchards und Grote und all die jungen Vons tranken dazu alltäglich ihren Schoppen im Ratskeller und erzählten sich lustige Geschichten, wie man sie im galanten Paris gehört und im tugendfesten Hamburg erlebt haben wollte. Und Kosciusky sang seine ungarischen und welschen Scheimenliedel, für die das plumpe Deutsch nicht geschmeidig genug war, und war der Tollste der Tollen im Wein- und Liebesrausch.

Eines Abends schlenderte er mit heißem Kopf durch die Gassen. Der Frühlingswind tat ihm gut, und für die Würfelpartie am späten Abend mit den Senatorensöhnen mußte sein Blut sich ein wenig kühlen. Die Bürgermädchen schauten ihm gern, und ihm kam es auf ein paar kecke Blicke unter die sauberen Häubchen nicht an.

Da war es ihm, als er in die Böhmkenstraße bog, als sähe er eine zirtliche Mädchengestalt in das Haus schlüpfen, das er so oft umstellt, und ihm fiel ein Geschichten ein — blaß und schmal, mit verängsteten Augen, in die unter der Haube hervor blondes Gelock fiel. Und die alte Lust nach dem Empörerkind ließ ihn rascher gehen.

Die Maiensonne ging hinter den stolzen Kirchen zur Rüste, und ihre Glut sprühte Funken über das Fensterwerk, das wieder blitzte wie ehedem. Die Haustür war jetzt kreischend ins Schloß gegangen; der Klöpfel und die Löwenköpfe, die sich fast hochmütig ausnahmen an dem simplen Bürgerhause, zeugten von fleißiger Frauenhand.

Der Ungar trat heran. Wer wohnt denn hier? Das Stielkesche Gut war eingezogen nach Brauch und Recht.

Baldamus Thomasius, Magister am Johanneum, stand auf schlichtem Schild, und dazu klang es aus dem offenen Fenster neben der Tür im klappenden Takt des Hexameters; aus der Klaus mußte es sein, ihm schien es allzu vertraut, und daneben tönte ihm im Herzen das Quos ego seines geplagten Hofmeisters, wenn er ihm stockend die hochweltige Weisheit verschimpfierte.

Das glatte, schnellfüßige Französisch war ihm von jeher geläufiger gewesen, und was er von den Griechen behalten, war, daß die Helene doch ein verteufelt Weib gewesen sein mußte, und die Penelopeia kein Drache, wie so leicht die Frauen es werden, die Jugend und Schönsein verloren.

Also — Magister Thomasius. Und wo war die Margareth? Pardieu — das mußte er wissen. Es sprang just ein stumpfnasiger Schusterjunge am ihm vorbei, den hielt er an und wies ihm eine Münze mit der Frage, wer hier wohne.

Der Grünschürzige grinste vergnügt und kannte seine Weisheit aus vor dem hohen Herrn, dem die Hamburger Taler so locker saßen.

„Der Magister Thomasius, edler Herr, und seine Frau, die Margreth Stielke, Ihr wißt wohl —"

Ja — er wußte wohl — also das schöne Kind Frau Magister. — Natürlich, einer, der mit der griechischen Weisheit umgeht, wird sich kein häßlich Weib ins Haus laden. Der also Philosophierende schritt weiter, — bis es ganz dunkel war. Würfel spielt man erst gegen Mitternacht, und bis dahin konnte er dem gelehrten Herrn noch lange in die unbeschützten Fenster sehen. Allerdings den langen, hageren Magister sah er kaum, der in dem niedrigen Zimmer auf- und niederschritt, in der Linken einen mächtigen Folianten haltend und mit dem langen Zeigefinger der Rechten das Versmaß in die Luft schlagend. Doch das schwarzgelockte Weib sah er um so deutlicher mit seinen Adleraugen, die keine Frauenschönheit ungeschaut ließen. Die Margreth hatte den Kopf in die Hände gestützt und träumte mit großen Augen in das flackernde Licht.

Er sah dieses Bild am Morgen im Traum nach einer fieberwüsten Nacht, und am andern Tag ging der tolle Reiteroffizier in das Haus unter der Linde, um Unterricht in der vergessenen Sprache zu erbitten. Der Magister aber war stolz, einen zu finden, der mit ihm nach dem sonnenschönen Hellas zog. Seine Ohren waren ein undankbar Barbarenvolk; an der Margreth Ohren aber verlangen die malenden Verse, und als er unlängst von der ewigen Venus erzählte, hatte sie die lichte ein liederliches Weib gescholten. Allerdings, er war ja ein Deutscher, vor dem ein männlich gebildet Weib die kleidsame Unmündigkeit verloren hätte. Er hatte sie liebgewonnen um ihrer plötzlichen Armut und traurigen Augen willen und hatte um sie gefreit. Er wäre auch fast erstickt in dem Wust und Staub seiner Einsiedelei. Darum kaufte er das verpfändete Haus und heiratete

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110319020/fragment/page=0001

das Mädchen, dem die Mutter als vernünftige Frau begreiflich gemacht hatte, daß niemand als der weltblinde Thomasius die Schande auf dem Namen übersehen würde. Seine Wäsche war nun fein geflickt, seine Bücher geschändt, und wenn er über des Taygetos Höhen und dem Waldgebirge Erymanthos die Schule bei der Petrikirche vergaß, klopfte ihm eine weiche Hand das magere, kluge Gesicht, und eine freundliche Stimme mahnte:

„Baldamus, die Buden!“

So konnte er behaglich mit den Göttern an goldnen Tischen sitzen, aber daß ein junges Wesen neben ihm glückjuchende Augen hatte, das sah er nicht. Was brauchte Frau Margareth auch groß, wenn es nicht zierliche Kleidung war und Speise und Trank und dann und wann eine zerstreute Zärtlichkeit, die immer von weither zu kommen schien, so wenig warm und traulich war sie.

Er war ein schlechter Frauenkenner, der Magister Thomasius. Der von der Donau verstand es besser, in den Linien um Mund und Augen zu lesen, und er wußte es einzurichten, daß der harmlose Hellaspilger ihn zum Bleiben lud nach der Lektion — zur Kurzweil sür die stille Frau, die noch litt unter Vergangenem, wie er es sich nicht anders deuten konnte.

Dann stand jedesmal ein Strauß aus dem Garten hinter dem Hause auf dem Tisch, und manchmal schritten sie in den schmalen Gartensteigen dicht neben einander her, während der Gelehrte einer Weisheit nachspürte, über die er die schlichteste Alltagsklugheit vergaß. Die Frau Margreth war dann nicht still, ihre blauleuchtenden Augen wenigstens nicht, die sprachen just so sehnend wie die wilden braunen in dem gelben Zigeunergesicht des Mannes, der ihr von der Draußenwelt erzählte, deren Rad dazumalen schöne Frauenhände drehten. Dann schritten Mond und stille Sterne über sie weg, und aus den dunkeln Büschen dufteten die weißen Rosen weit anders als am Tag. An das Kleid der jungen Frau schmiegte sich schnurrend der Hauskater — wie Warnlichter glimmten seine Augen durch die Nacht. Und eine Angst trieb sie, sich hastig frei zu machen von dem schönen Gesellschafter, und kurz war ihr Nachtgruß.

„Witt Düweke, witt Düweke,
Will die Flügel Dir wohl stutzen!“

summte der vor sich hin und trieb sein Sommerabendspiel weiter, bis ein Abend kam, an dem der Himmel seltsam zornig Stern um Stern auf die Erde schleuderte, als ob er böser Geister Fackeln in Brand setzen wollte. Es hatte aber im Frühling ein Komet die Gemüter erschreckt. Auf der Stadt lag es wie ein Alp seit langem schon. Vielleicht war es nur des Sommers dunstige Glut. Und auf Frau Margreths Seele lag es auch wie bannende Macht, daß sie nicht wußte, ob sie sammern oder jauchzen sollte.

Ihr Eheherr war zu einem Disput, da kam er so bald nicht heim.

Langsam wandelten sie durch die Wege und suchten mit dem Blick den Himmel und schwiegen.

„Was sinnt Ihr, Frau Margreth?“ brach da der Oesterreicher die Stille.

„Was sollte ich sinnen? Ihr schweigt auch, Herr Graf.“

„Ich dachte, Ihr wünschtet ein Glück, wie man es tut, wenn Sterne fallen.“

„Ein Glück? Wie sollte es denn ausschauen, mein Glück?“

Es klang bitter aus dem feinen Mund, um den eine Qual zitterte.

Der andere sah es wohl; der Mond schien hell genug.

„Wild und glühend wie meine Pußta, aus der die Liebe stammt.“

Sie hörte nur den letzten Satz und fragte leise:

„Die Liebe, Herr!“

„Frau Margreth, ist Euch die fremd?“

Sie schwieg und senkte den Blick, der vordem an dem feinigen gehangen hatte. Sollte sie ihm lügen, daß sie den tauenfrommen Gelehrten liebte?

„Es wäre schade um Euch, wenn sie Euch fremd bliebe, und bitterschade um den, für den sie bestimmt ist. Ihr schaut so weiß und kalt aus, wie der Karpathen Spitzen, wenn die Sonne nicht drüber steht. Es könnte einem grauen vor dem weißen Tod. Aber wenn man dran glauben soll, muß man Eure Augen nicht geschaut haben, wie ich sie vorhin gesehen habe. Margreth, mich täuscht Ihr nimmer, so wenig wie die Theiß mich betrügt, wenn sie der Winter eingekniet hat. Ihr werdet mich von Euch weisen, ob meiner kecken Reden. Wie gut es Euch steht, den Kopf in den Nacken zu werfen —“

„Herr Graf —“

„Was nennt mich Euer Mund so? Euer Herz kost anders mit mir. Die Nacht ist so still und die frommen Nachbarn schlafen. Laßt es mich doch hören, wie Euer Herz mich nennt. Wißt Ihr, daß in kurzem der Kaiser uns abrüst, und ich es nimmermehr hören würde, was uns beide so glücklich und selig macht, Margareth!“

Er drängte sich an sie und beugte sich tief, um den Schreck ihr aus den Augen zu lesen. Aber die weißen Lieder lagen fest darüber und hielten Wacht, daß er nicht sah, wie der Schreck das Herz getroffen hatte.

„Euch scheint es nicht sonderlich zu erregen, wenn ein Freund von hinnen zieht, schöne Frau“, hub darauf der Ungar nachlässigen Tones wieder an. „Wißt Ihr denn auch, daß es —“

„Ich habe mich mehr umgesehen in der Welt, seit Ihr mein Simen gerichtet habt, Herr Graf. Ihr wollt in den großen Krieg, der seit Jahren schon um das spanische Erbe geht. Des Marlborough und des Savoyers Ruhm zieht Euch nach. Ihr habt schon Malplaquet versäumt um unserer guten Stadt willen. So geht mit Gott. Vielleicht lohnt es Euch eine kronentragende Frau mit ihrer Huld. Sie sind ja nicht sparsam damit — die Hohen, wie Ihr mich selbst unterwieset.“

Es klang sehr herbe und tugendstolz. Sie wußte es wohl, es war die Angst, die sie so reden ließ.

„Ein schöner Segenswunsch und ein warmer dazu. Wollt Ihr mir nicht auch einen Talismann geben, damit ich wohlbehalten heimkomme und ein gut langweilig Weib freie und an der Donau Bein baue, wie weiland Vater Noah? Schönen Dank, tugendsame Frau Magister. Grüßt mir den gelehrten Eheherrn und sagt ihm, daß er eine Hestia heimgeführt hat. Er wird sich freuen.“

Er hatte gereizt mit einem bösen Lächeln gesprochen. Jetzt verneigte er sich höhnend tief und wandte sich zum Gehen. Frau Margreth gab ihm nicht das Geleit, wie es die Sitte heischt. Wie ein schmerzverzaubert Bild stand sie und schaute ihm nach, daß er den Blick wenden mußte unter dem Zauber ihrer Qual.

„Lebt wohl“, rief er zu den Stufen des Hauses zurück.

Da klang es durch die Nacht wie ein Schrei zwischen Leben und Sterben: „Oh, bleibt!“ — So ist er geblieben.

Als der Magister heimkehrte, fand er sein Weib so sonderlich erregt. Sie hat im Dunkel gesessen und aufgesammert, als er das Licht anzündete. Und als er sie freundlich um ihren Schmerz gefragt hat, ist sie heftig geworden. Wie hatte er sie so gesehen, doch sie hatte ihm wohl gefallen in ihrer wilden Schönheit. Es verlangte ihn nach den roten Lippen, die in dem todblassen Gesicht wie Rosen glühten. Sie hat sichs nicht gefallen lassen und ihn mit höhnischen Worten zu seiner Marmorvenus gewiesen.

— — — — — — — — — —

Vom Lüsschen und vom Hammer Baum klangen die Fanfaren über die entseyte Stadt hin, die ein Geist mit dem großen Sterben geschlagen hatte. Die Fremdlinge zogen von dannen auf des Kaisers Ruf, und Rat und Bürger gaben ihnen bis zu den Toren das Geleit. Ueber die Tore hinaus an den Wegen aber stand manch Mägdelein, dem die Augen trüb geworden waren von Tränen und Staub.

Im Wirtshaus an der Landstraße in der verräucherten Schankstube steht ein blutjunger Reiterbub, wunderlich zierlich sind seine Glieder, als ob er zum Seiltanzen geboren wäre und nicht zum Heeresdienst. Er harrt auf das Fähnlein, das der Kościnsky führt, denn er hat ihn zum Dienst für sein Zelt geworben.

Der Wirt zwinkert mit den Augen und schmunzelt weiterfahren, wenn er den schüchternen Gesellen nach seinen Wünschen befragt. Was nicht solch ein Heer alles mitschleppt. Er hat schon von seinem Later gehört, wie es bei den Wallensteinern ausgeschaut hatte. Hm ja — das Kalbfell. Wie lang es der Bursch wohl aushält bei den Landstreichern, die sich des Kaisers Soldaten nennen? Branntwein und Bier scheint er nicht gewohnt zu sein und das Sattelsitzen auch nicht. Das sieht er genau, als der Kościnsky wieder abzieht nach einer Stunde Rast, obzwölf der schwarze Teufel von Ungar ein mißkrommes Tier sür seinen blondlockigen Trotzbuben mitgeführt hatte.

— — — — — — — — — —

Still liegt die Stadt, seitdem das leichte Reitervolk aus den Toren gezogen ist, und täglich wird es stiller. Denn die Pest schleicht durch die Gassen, die Häuser zu zeichnen, wo sie sich zu Gaste bittet. Lange hat sie das Haus in der Böhmenstraße umkreist, wo ein einsamer Mann allabendlich mit der Leuchte das Haus und den herbstblunten Garten absucht und einen Frauennamen ruft. Auf seinem verstaubten Homer liegt eine trockene Rose, um deren Stengel ein Streifen Papier gewickelt ist. Er aber hat eine Scheu gehabt vor den sonst geliebten Versen um des treulosen Gastfreundes willen, zumal die Götter keine Stadt mehr anzünden um eines Weibes willen, es wäre der Arbeit zu viel, und der Brand wohl nimmer zu löschen. Die Pest hat sich endlich des armen Magisters erbarmt und ihm einen Traum gewiesen, — süß und weh zugleich.

Er wandelte an dem Wasser, das zwischen ewiger Qual und ewigem Stillsein fließt. Die tausendsternige Nacht stand darüber und die Wasserrose leuchtete wie eines stillen Erdenkindes Angesicht. Durch das Ried ging ein Flüstern. Er meinte aber, es möchten Najaden sein, die einen süßen Menschenknaben hernieder-schmelcheln zu ihren flimmernden Muschelinseln, wie ehemals den schönen Hylas an der Propontis Gestade. Darum bog er das braunbüschelige Schilf auseinander, um ihre Anmut zu schauen, denn der Durst nach Schönheit ließ ihn das Blut glühen. Doch des Aegiserschütterers Töchter waren fern, denn auch über das friedliche Wasser strichen die schwarzen Flügel der tiefflatternden Pest. Da kam aus dem Dunkel eine Woge gepült und

trug ein Menschenkind just vor des Wandernden Füße. Ein jung' Reiterlein war es mit zerschlissenem Wams und zerfetztem Koller und einem jammermagern Gesicht, dessen Augen ihm so traut waren. Träumeraugen, von denen der Schmerz die Unschuld genommen.

Und während er hineinschaute, wurde der tote Blick wieder warm und lebendig, und die Lippen sprachen zu ihm, müde, wie Kinderlippen vorm Einschlafen:

„Kommst Du mich holen, Baldamus? Der Weg war so weit und voller Steine, und ich so müd', und das Wasser so voller Frieden. Es war alzu wüst im Lager. Becher und Würfel alle Tage, und allerorten andere Weiber, um die man spielte, wie um niedere Münze.“

Er beugte sich nieder zu der süß schmeichelnden Gestalt und wollte sie auf seinen Armen tragen. Da schoß ein schwarzer Vogel auf ihn nieder und schlug ihn mit gewaltigen Flügeln, daß er vom Lager aufsahrend, wild aufschrie. Es ist aber sein letzter Schrei gewesen.

Das Geständnis.

Humoreske von **Adolf Stark.**

Nachdruck verboten.

Paul saß noch bei Tisch, rauchte seine Verdauungszigarre und studierte den Leitartikel seines Abendblattes, als plötzlich ein eigentümliches Geräusch, das aus der dunklen Ecke beim Ofen her kam, von dort, wo Frau Eva zusammengekauert im Schaukelstuhl lag, den Hausherrn in seiner Lektüre störte und ihn veranlaßte, den Blick in jene Ecke zu wenden, wo er seine Gattin mehr vermutete, als sah. Denn das durch einen dichten Schirm geblendete Licht der Stehlampe erhellte gerade nur die nächste Umgebung des Tisches.

„Mir scheint, Eva, Du schnarchst,“ rief er scherzend.

Keine Antwort, aber das Geräusch wiederholte sich, und zwar in verstärkter Auflage, so daß er über die Art der sonderbaren Töne nicht länger im Zweifel sein konnte.

„Du weinst ja. Was soll das bedeuten?“ Er wollte aufstehen, aber die in flehendem Tone ausgesprochene Bitte Frau Evas, er möge dort bleiben, wo er gerade sitze, bannte ihn wieder auf seinen Stuhl.

„Gut, mein Kind, gut, ich bleibe schon, und Du kannst meinetwegen in Deinem Schaukelstuhl bleiben. Aber höre nur um Gottes willen zu schluchzen auf, ich vertrage es nicht. Und dann sage mir, was Du eigentlich hast.

Erst ein neuer Anfall von herzzerbrechendem Schluchzen und schließlich, unterbrochen von Weinen, die verhängnisvollen Worte: „Ich habe Dir ein Geständnis zu machen, Paul!“

„Ein Geständnis?“ Er versuchte, die Sache ins Humoristische zu ziehen. „Willst Du es mir nicht lieber ins Ohr flüstern, Mausi? Komm doch her, oder ich will —“

„Nein, nein, bleibe! Und mich lasse hier im Dunkel. Ich schäme mich so sehr.“

„Ist es denn gar so fürchterlich, was Du mir zu gestehen hast?“

Das klang noch immer scherzend. Aber als Frau Eva unter Tränen hervorbrachte: „O, es ist schrecklich, Paul, und ich fürchte, Du wirst es mir nie verzeihen und mich nie mehr liebhaben,“ da trieb ein dumpfer Verdacht in seiner Seele empor. Er fühlte, wie sich ihm ein kalter, eiserner Ring ums Herz legte, und wie eine Riesenfaust ihm die Kehle zusammendrückte.

„Eva!“ Er schrie den Namen hinein in das Dunkel; und in dem Tone der zwei Silben lag eine Flut von Gefühlen: Angst, Zorn, Liebe, Eifersucht.

Er wollte aufspringen und zu seinem Weibe hinstürzen, aber in seiner Hast schlug er sich das Schienbein so heftig am Tischfuße an, daß er stöhnend wieder in seinen Sessel zurücksank. Frau Eva wiederum, die natürlich von den Vorgängen unter dem Tische keine Ahnung hatte, deutete das Stöhnen als einen Ausbruch des tiefen Seelenschmerzes, den ihr Gatte empfand, und ihr Schluchzen als allmählich leiser geworden war, schwoll wieder zu den höchsten Tönen an.

Und dieser Umstand in Verbindung mit dem heftig schmerzenden Schienbein entflammte den Zorn des Gatten derartig, daß er seine guten Manieren vergaß und die Arme völlig anbrüllte. „Höre doch zum Teufel schon auf mit Deiner blöden Heulerei. Ich will wissen, was geschehen ist!“

Dieser Ton wirkte beruhigender auf Frau Eva, als alle Liebes- und Schmeichelworte der Welt es vermocht hätten. Sie hob den Kopf und warf ihn stolz in den Nacken, wie sie es immer zu tun pflegte, wenn sie sich in ihrer Würde gekränkt fühlte. Ihre Stimme wurde eisigkalt.

„Du brauchst mich nicht so anzuschreien, Paul. Ich hätte schon längst alles gesagt, aber Du läßt mich ja nicht zu Worte kommen.“

Und dann, in den früheren Ton zurückverfallend, fuhr sie unter Schluchzen fort: „Ach Gott, ich habe es ja längst gebüßt, in schlaflosen Nächten, in Tagen voller Qual und Gewissensbissen.“

„Nebe!“ Die Stimme Pauls klang dumpf vor Aufregung, und der Schmerz, den ihm das zerschlagene Schienbein bereitete, zitterte durch den Ton.

„Wenn Du wüßtest, wie schön er war,“ schluchzte Frau Eva, „vom ersten Tage an, da ich ihn gesehen, war ich verliebt in ihn. Ich kämpfte mit mir, wußte ja, daß es nicht sein dürfte, ich wollte nicht an ihn denken, aber es war stärker als ich.“

„Schweig!“ Diesmal war die Erregung des Gatten so groß und so echt, daß sie sogar den körperlichen Schmerz übertäubte. Er erhob sich und hinkte im Zimmer auf und ab.

„Das konntest Du mir antun, Eva, so falsch konntest Du sein? Und ich habe Dich doch so geliebt!“

Das Schluchzen quoll wieder empor in der Kehle, aber die kleine Frau schluckte es mannhaft herunter. Nicht weinen wollte sie, sondern sich aussprechen.

„Ach Gott, Paul, ich verstehe es ja selbst nicht, jetzt, wo ich ihn nicht sehe. Aber sobald ich ihn vor Augen habe, bin ich gleich wieder in seinem Bann. O, er ist so schön, so glänzend —“

Paul lachte bitter auf. „Natürlich, so leid Ihr Weiber. Der äußere Schein ist Euch alles. Schönheit, Glanz! Nach dem innern Wert fragt Ihr nicht.“

„Von dem inneren Wert verstehe ich auch nichts“, gestand Eva naiv. „Aber trotzdem, ich bin überzeugt —“

Sie sprang auf und schlang ihre Arme um den Hals des Gatten. „Nicht wahr, Männe, Du verzeihst mir?“

O Tücke des Geschicks! Wer weiß, ob Paul nicht wirklich schwach geworden wäre, wenn nicht Frau Eva, ohne es zu ahnen, an das wunde Schienenbein angestoßen hätte, so daß der Schmerz von neuem in verstärkter Auflage erwachte. Mit einem Ruck warf er die Unglückliche zurück und ließ sich mit einem schmerzlichen Stöhnen in den nächsten Stuhl fallen.

„O, wie das schmerzt!“ (Das galt dem Schienenbein.) „Nie, nie werde ich Dir verzeihen.“ (Das galt Frau Eva.)

„Ich will es ja büßen“, bettelte sie. „Ich will mir jedes Vergnügen versagen, will kein neues Kleid, keinen Winterhut mir anschaffen, bis —“

„Natürlich, an etwas anderes als an Putz und Kleider denkt ihr ja nicht. Als ob Du dadurch die Sache ungeschehen machen könntest.“

„Ungeschehen machen, nein, aber wieder gutmachen“, beharrte die junge Frau. „Du sollst sehen, ich halte mein Versprechen und spare so lange, bis ich die fünfhundert Mark wieder hereingebracht habe.“

„Die fünfhundert Mark? Welche fünfhundert Mark?“ Gut, daß kein Photograph die Szene in diesem Augenblick verewigte. Herr Paul hätte auf dem Bilde keinen sehr geistreichen Ausdruck gezeigt.

„Für den Brillantring, Männe, den ich mir heimlich gekauft habe. Seit einer halben Stunde rede ich ja von nichts anderem. Der Juwelier, bei dem ich meine Brosche reparieren ließ, bemerkte, wie verliebt ich in das Stück war und drängte ihn mir förmlich auf. Ich könnte ja später zahlen, nach zwei, drei Monaten. Und ich ließ mich überreden, ich glaubte, Papa würde mir wieder zweihundert Mark zum Geburtstag schicken, und zweihundert hoffe ich mir vom Wirtschaftsgeld absparen zu können.“

„Aha, deswegen gab es in den letzten Wochen so oft falschen Hasen“, schrie Paul, aber die Stimme klang ganz anders wie vorhin; und trotz seines schmerzenden Schienenbeins packte er sein Weibchen und tanzte mit ihr im Zimmer umher.

Frau Eva lehnte sich glücklich an seine Schulter. „Du verzeihst mir also, Paul? Wie gut Du bist! Und, nicht wahr, Du bezahlst dem Manne die fünfhundert Mark. Er drohte mir schon mit Gericht und Klage, wenn ich nicht bis morgen bezahle.“

„Natürlich bezahle ich“, sagte der Gatte und küßte sie. „Warum hast Du nicht schon längst gebeichtet? Närrchen, halt Dus denn nicht gleich gemerkt, daß mein Zorn von vorhin nur gespielt war? Aber ich wollte Dich doch ein bißchen für Deine Falschheit strafen.“

Im Geheimen aber dachte er: „Gott sei Dank, daß sie nicht gemerkt hat, welchen Verdacht ich hatte. Das würde eine schöne Szene gegeben haben.“

Aus der Geschichte der Kochkunst.

Von **Marie Salzmann.**

(Nachdruck verboten.)

Wir können uns angesichts der Qualität und Mannigfaltigkeit unserer Gerichte gar keinen richtigen Begriff davon machen, wie eintönig die Ernährung des Menschen in grauer Urzeit war. Plinius und Strabo erzählen, daß unsere germanischen Vorfahren sich hauptsächlich von Holzäpfeln genährt haben; andere Völker verspeisten Wurzeln und Gräser. Der Sage zufolge hielt Triptolemus, der Günstling der Ceres, den sie im Anbau des Weizens unterwiesen haben soll, der Stifter der eleusinischen Mysterien, das Volk durch ein Verbot lange vom Fleischenuß zurück, wahrscheinlich wollte er die hohe Bedeutung des Ackerbaues durch das Verbot noch eindringlicher darstellen. Endlich aber begannen die Menschen das Gesetz nicht mehr zu berücksichtigen und die Tiere ihrer Herden zu verzehren. Als Homer zu singen begann, aßen die Helden schon Rinder- und Lammbraten. In der Ilias schmausen Sieger und Besiegte vor und nach der Schlacht. Besuchende mußten erst Speise und Trank nehmen, ehe sie von dem Zwecke ihres Kommens reden durften. Auch höhere Beziehungen wurden immer durch Essen und Trinken vermittelt. Opferfeste waren stets mit Schmauserei verbunden.

Die Griechen huldigten wohl im allgemeinen einer einfachen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110319020/fragment/page=0002